Wo ich fremd bin, bin ich zu Hause - wo ich zu Hause bin, bin ich fremd

Autor(en): **Dirscherl, Reingard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **20 (1994)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-361706

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wo ich fremd bin, bin ich zu Hause -

VON REINGARD DIRSCHERL

Wer ist wo fremd? Und wo ist das, was ich Heimat nennen möchte? – Die Probleme der InländerInnen mit den AusländerInnen haben in diesem Jahr einen guten Teil der politischen Diskussionen bestimmt und uns Berg-und-Talfahrten beschert zwischen Borniertheit und Toleranz. Fremd- oder Zuhause-Sein, die Gretchenfrage an unser Zugehörigkeitsgefühl, hat viele Facetten. So auch eine sprachliche. Der folgende Essay der Österreicherin Reingard Dirscherl ist eine Auseinandersetzung mit den Situationen der Heimat und der Fremde, mit dem Unterwegssein und dem Ankommen und mit den Rollen, die der eigenen, den fremden Sprache(n) dabei zufallen.

Im Auftrag von Pro Helvetia habe ich mit türkischen FremdarbeiterInnen eine Reise angetreten, die mich durch sechs Länder führen soll. Im Bus von Zürich nach Istanbul ist nicht das Ankommen, sondern das Unterwegssein mein Ziel. Heimat und Fremde sind im Fluss, wechseln sich ab, vermischen sich. Die Grenze dazwischen verschwimmt im Unterwegssein. Wir kurven durch folkloristisch zurechtgemachte vorarlbergische Dörfer. Draussen streckt der Orient seine Finger mehr und mehr gegen Westen aus. Klischees verdichten sich beim Anblick der in bodenlange Regenmäntel und Kopftücher gehüllten Türkinnen, die an uns vorbeifliegen. Hier, wo draussen meine Heimat beginnt, bin ich mit meinem grünen Pass zwischen zwölf blauen türkischen Pässen eine Fremde, die Exotin. Für die Reisenden bin ich die Ausländerin.

Heimat ist nur auf Zeit

Alles scheint sich umzukehren. Grenzen und Stillehalten schaffen Unruhe, um mich auf das Eigentliche zu stossen: Im Unterwegssein sind wir zu Hause. Heimat erscheint in Fremde, wie Fremde in Heimat erscheint. Heimat ist nur auf Zeit, selbst für die Daheimgebliebenen. Als wir uns meiner Heimatstadt Wien nähern, beginnen sich die Härchen auf meinen Armen trotz Hitze aufzurichten. Zuhauseworte wie «Tabak Trafik» lasse ich auf der Zunge zergehen. Sie wirken schnell; verdichten sich zu Erinnerungen an Grosseltern und Kindheit, an den feuchten Geruch des Treppenhauses in der Josefstadt mit seinem gusseisernen Jugendstilgeländer, an die Wendeltreppe, an all das, was auf immer verloren ist. An der Raststätte in Wiens zehntem Bezirk entleert sich der Türkenbus. Die Tabak Trafik hat es mir angetan, ich fotografiere sie. Da stürzt eine waschechte Wienerin heraus, mit Gesten und Worten Vertreibung andeutend. Wieso ich hier fotografiere, will sie wissen. «I bitt Sie, gnädige Frau, i bin Journalistin und werd doch no a Trafik fotografiern dürfn», versuche ich, was ich verlernt habe, hervorzukratzen. «A, so», verstummt sie. Als ich in meiner/ihrer Sprache antworte, ist sie entlarvt, wird sprachlos. Sprache ist Schutz, ihren Mantel überzuziehen, macht mich unverletzlich.

«Was wolltäst du mit däm Dolchä, spräch, ...» Das kleine Mädchen mit dem Silberzahn steht vor dem Spiegel und übt, verzieht den Mund, um den Mundartakzent, den alle MitschülerInnen so schön beherrschen, ins Schillergedicht reinzupressen. Das kleine Mädchen bin ich. Um sich nicht als Fremde ausgestossen zu fühlen, muss es seine sprachliche Herkunft verleugnen, das Stigma der Muttersprache ausmerzen.

Wie Sprache ausgrenzen kann, hat ein Cartoonist in der deutschen Wochenzeitschrift «Stern» festgehalten. Auf dem Deck einer grossen Jacht feiern sonnenbebrillte, braungebrannte Männer und Frauen eine Party, in einer Hand das Cocktailglas, das Dolce-Far-Niente geniessend. Im Kielwasser schwimmt wild gestikulierend ein Ertrinkender. Über ihm die Sprechblase: «Hilfe, hilfe, ich krepieren». Ein Mann beugt sich über die Reling und wirft dem Rufenden zehn Mark hinab mit den Worten: «Da du haben einen Zehner. Du dir kaufen Wörterbuch, zuerst lernen deutsch, dann du sagen, was du wollen.» Die Arroganz derer, die im Boot sitzen, ist messerscharf.

Nicht im Boot und trotzdem arrogant

«Du Frau Meyer, en Schöne», bellt eine Stimme hinter den fein säuberlich aufgeschichteten Wurstscheiben der Migrosmetzgerei. Es ist Samstag Nachmittag. Auch hier wird Sprache zum Fallbeil, schafft Klassen und grenzt aus. Wo so mit Sprache umgesprungen, wo Sprache ihrer Würde beraubt wird, grenze ich mich aus, will nicht dazugehören. «Do isch en Tüp aneghockt und hett mi aagafft», erzählt mir eine Freundin. Wie sie es sagt, ist so hässlich. Ich kann sie nicht abschalten wie Schwiizer Radio DRS1, kann ihr nicht

wo ich zu Hause bin, bin ich fremd

verbieten, mir fremd zu sein. Dass es weh tut, weiss sie nicht. Was gefühlsmässig derart fremd ist, verhindert zusätzlich präzise Ausdrucksweise. Mit «Entscheidungsfindungsprozessen» und «Zwangsmassnahmen» greifen die grauen Männer der mächtigen Schweiz stets auf das Schriftdeutsche zurück, tun der Sprache, die ich liebe, Gewalt an. Im Dialekt kann man nicht denken, denke ich und schubladisiere das Ganze mit der Etikette: wortfremd.

Mit dem Wort ist es wie mit der Freiheit: Frau – besonders fremdsprachige – bekommt es nicht geschenkt. Sie muss es ergreifen, begreifbar machen, auch gegen den Strich bürsten, zähmen und wieder freisetzen. Vielleicht kommt es von selbst zurück. Sprache ist immer unterwegs, kann auch «hors sol» Wurzeln schlagen. Wenn diese wachsen und wuchern dürfen, entstehen neue Formen im zwischensprachlichen Raum, Grenzüberschreitungen, die die schönsten Blüten hervorbringen. Und: wer mehrere Pfeile im Köcher hat und über deren Wirkung Bescheid weiss, hat grössere Chancen, ins Ziel zu treffen.

Hier, wo ich fremd bin

Unter mir liegt die unendliche Fläche des Vansees, die ganze Farbskala zwischen grün und blau in sich bergend, spiegelglatt, ohne Wellen, ohne Boote. In der Ferne erhebt sich der schneebedeckte Gipfel des über 4000 Meter hohen, erloschenen Vulkans Süphan. Wir kreisen über dem See, als müssten wir gleich auf dem Wasser aufsetzen. Die Landeklappe wird heruntergekippt, das Fahrwerk ausgelassen. Nicht mehr als drei Meter trennen das Flugzeug von der Wasseroberfläche. Mit einem kleinen Ruck setzt es auf festem Boden auf. Ich bin angekommen. Hier, wo ich fremd bin, auf dem armenischen Hochplateau Kurdistans, etwa 3000 Kilometer von Basel entfernt, ist es wie nach Hause kommen. Meine Freunde holen mich am Flughafen ab. Ich weine, als sie mich in die Arme schliessen: Ez li mal im – ich bin zu Hause. Welch Paradox: Hier könnte ich atmen, wenn einem nicht Geheimdienstpräsenz und Militärkontrollen die Kehle zuschnürten: Hier bin ich fremd.

In Basel, einiges später, lasse ich den Namen «Van» Bestimmung werden. Vor mehr als 2700 Jahren gründeten die Urartäer die Stadt, Hauptstadt ihres Reiches, die sie «Biyani», nannten, was soviel wie ohne Ort, ohne Richtung, schlicht «fremd» bedeutet.

Wenn Fremdsein die gemeinsame Gefühlsebene verlässt, dieses «Fremd-Sind-Wir-Alle», heisst es AusländerIn. AusländerInnen teilen alle dasselbe Schicksal, nicht die gleichen Rechte wie InländerInnen zu haben. Hierarchisiert, abgestempelt: F, A, B, C. Die ganze Farbskala zwischen grün und blau ist minderwertig, entmündigt, wird nicht für voll genommen. Der rote Pass bestimmt, ob wir an politischen Entscheidungen teilhaben können oder nicht. Wir dürfen schreiben, wir dürfen lesen, wir werden als AusländerInnen dazu gebraucht, diese langweilige Schweiz kulinarisch aufzumotzen und musikalisch zu untermalen, ihr Farbe und Geschmack zu verleihen. Doch wir sind ohne Stimme, wenn es darum geht, die Hinkunft dieses Landes mitzubestimmen. Dabei ist es diese doch viel mehr als die Herkunft, die über Fremd- oder Zuhausesein entscheidet. Hier, wo Ausgrenzung offiziell sanktioniert ist, beginnt Rassismus. Daran wird auch ein Anti-Rassismus-Gesetz nichts ändern. Wo Mitsprache verweigert wird, herrscht Apartheid, beginnt Gewalt.

AusländerInnen sind nicht irgendwie, AusländerInnen sind ganz. Sie wollen beim Wort genommen werden. ●

REINGARD DIRSCHERL kam 1960 aus Österreich in die Schweiz. Sie ist Ethnologin und freie Journalistin. Zur Zeit arbeitet sie als Deutschlehrerin im Kurs- und Freizeitzentrum für Flüchtlinge der Region Basel.

Dieser Essay folgt in leicht gekürzter Form dem Text, den Reingard Dirscherl am 7. September anlässlich eines literarischen Abends zum Thema «Fremd-Sein» in Basel vorgelesen hat. In dieser Veranstaltung, die vom Netzwerk schreibender Frauen organisiert wurde, sollte das Wort ausdrücklich denen gehören, deren Stimmen inmitten von Abstimmungsparolen untergegangen waren: den Migrantinnen, die in der Schweiz leben und schreiben.